

VII. Abschluss der Studienzeit in Berlin 1890-1891

Zu den vielen früheren Trennungen von meinem Vater war unerwartet die endgiltige hinzugekommen. Erst jetzt empfand ich voll, was er für mein Leben bedeutet hatte, obwohl ich, wenn ich die Jahre zusammenzähle, die ich seit seiner Abreise nach Kolumbien mit ihm zusammen gewesen bin, noch nicht ein volles Jahrzehnt erreiche. Ich hatte aber das Zusammensein mit ihm stets als besondere Wohltat empfunden. Mein Vater war uns Söhnen nie als Respektperson immer nur als guter Kamerad gegenübergetreten. Er interessierte sich für alles, was uns interessierte, und nahm lebhaft teil an unseren Bestrebungen, Freuden und kleinen Sorgen. In seiner stillen Art hat er einen Einfluss auf uns ausgeübt wie kein anderer, weit über seinen Tod hinaus. Erst spät habe ich von seiner reichen Persönlichkeit ein klares Bild gewonnen.

Mit seinem frühen Tod hat mein Leben eine tiefgreifende Veränderung erfahren; ich war plötzlich das männlich Familienhaupt geworden. Hatte ich bisher nur für mein Fortkommen zu sorgen, so hatte ich jetzt eine vielseitige Verantwortung. Sie hat mich von neuem mit meinem Bruder aufs engste verbunden. Alle Familiensorgen haben wir mit einander geteilt; sie schufen, als unsere Lebensziele sich mehr und mehr von einander entfernten, eine neue enge Gemeinschaft. Etwas anders wirkte sich das den Schwestern gegenüber aus. Sie waren noch in voller Entwicklung, die jüngsten (*Emmy*) zwölf und (*Conny*) zehn Jahre alt. Hatte das Wiedersehen mit ihnen nach ihrer vierjährigen Abwesenheit zunächst ein grosses Erstaunen und bald brüderlichen Stolz hervorgerufen, das geschwisterliche Verhältnis, bei dem Vertrautsein sich von selbst versteht, liess sich doch nicht alsbald herstellen, zumal da ich im Jahre nach ihrer Rückkehr auf die Universität gezogen war. Nach dem Tode meines Vaters hatte ich ihnen gegenüber nicht nur Neigungen sondern auch Pflichten zu empfinden. Der brüderliche Stolz nahm ein wenig von väterlicher Genugtuung und Besorgtheit an.

Namentlich musste ich jetzt alle Kräfte zusammenraffen, um mit der eigenen Berufsausbildung rasch fertig zu werden. Alle Nebenziele, so verlockend sie waren, mussten aufgegeben werden, wenn auch die geweckten Interessen lebendig blieben. Nach Wien zurückzukehren war ausgeschlossen, ich habe es nicht wiedergesehen. Anfangs schien es sogar fraglich, ob wir Söhne das Studium zum Abschluss bringen könnten. Schon bisher hatten finanzielle Erwägungen in alles, was wir Söhne unternahmen, hineingespielt; sie waren für unsere Nebenbeschäftigungen zum grossen Teil bestimmend gewesen. Es ist mir manchmal verwunderlich gewesen, wie wenig Verständnis für solche Zwangslage, in der so viele sich befinden, in weiten Kreisen vorhanden ist.

So sah das Leben sehr anders aus, als ich im Herbst 1890 zur Beendigung meiner Studien die Berliner Universität aufsuchte. Schon in den Herbstferien hatte ich mich der Vorbereitung für das Referendarexamen gewidmet. Da es jetzt noch mehr als bisher nötig war, mir die Möglichkeit offen zu halten, als Jurist in Bremen tätig zu sein, konnte ich die Abschlussprüfung nicht, wie in Preussen, schon am Ende des sechsten, sondern erst am Ende des achten Semesters, wie es bremische Vorschrift war, ablegen. Wenn die Zeit auch nicht drängte, die Unternehmungslust musste in Fesseln gelegt werden. Auch fehlte in Berlin der Reiz der Neuheit. Die Stadt war mir im allgemeinen bekannt. Auch sie war

politisch bewegt; aber es fehlte der weite Ausblick in unbekannte Gebiete ebenso wie der erinnerungsreiche Rückblick in ein Jahrtausend. Das würdige Schloss war noch immer der eigentliche Mittelpunkt. Immer weiter um ihn dehnte sich die erst drei Jahrzehnte alte Reichshauptstadt in zu schnellem Wachstum durch Zuwanderung. Es fehlte die Wurzelständigkeit, durch die Wien trotz bunter Zuwanderung sich auszeichnete. Damit entfiel auch eine kulturelle Tradition, die ihren wärmenden Schimmer über alles breitet. Hier war es die Arbeit – die Arbeit am wieder gewonnenen Reich und an der aufstrebenden Wirtschaft – welche die Menschen zusammentrieb.

So war es nicht verwunderlich, dass den plötzlich Wien Entrissenen eine Art Heimweh nach der Donaustadt ergriff. Zugleich sagte ich mir aber auch: In dieser Arbeitsstadt wirst Du bald Wirtschaftler werden, ob du willst oder nicht; ich hatte den Wunsch, dass diese Entwicklung nicht allzu einseitig vor sich gehe und setzte dabei meine Hoffnung – nicht vergebens – auf meinen Bruder. Je mehr wir uns beruflich von einander entfernten, unso mehr mussten wir menschlich zusammenhalten, im eigenen Interesse wie in dem der Familie.

Ich hielt es als Berliner Student, der sein Berufsleben in seiner Vaterstadt verbringen wollte, für geboten, von den berühmten Grössen der Universität mir wenigstens einen flüchtigen Eindruck zu verschaffen, wie es auch in Wien und München geschehen war. In erster Linie kam damals Treitschke dafür in Betracht, obwohl die Sprechweise des tauben Mannes das Verständnis zuerst sehr erschwerte. Seine Vorlesung, die ich alsbald regelmässig hörte, ist überhaupt der stärkste Eindruck, den ich während meiner Universitätszeit gewonnen habe. Das lag einerseits an der Fülle, die er in jeder Stunde darbot; wollte man den Inhalt wiedergeben, war doppelt so viel Zeit nötig. Vor allem aber war es die Wucht der Persönlichkeit, die sich oft zu leidenschaftlichem Ausdruck steigerte. Den Höhepunkt bildete die berühmt gewordene Vorlesung, in der sich Treitschke auf Grund einer Rede des Kaisers von diesem lossagte, indem seine ganze Gestalt bebte und dicke Tränen seine breiten Backen herabliessen. Selten bin ich so erschüttert gewesen.

Es fehlte aber auch nicht an Enttäuschung. Am grössten war sie, wo ich sie am wenigsten erwartet hatte. Das war bei Helmholtz. Ich war schon verwundert über die kleine Zahl von Zuhörern; aber auch (*über*) die Vorlesung selbst; sie machte den Eindruck merkwürdiger Interessenlosigkeit. Sie veranlasste mich aber, mir, zur Korrigierung des gewonnenen Eindrucks, die berühmte Rede von Helmholtz „Über das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaften“ zu verschaffen, in der mit Nachdruck gewarnt wird, den „Zusammenhang mit dem Ganzen“ (*nicht*) zu verlieren. Dieser Warnruf schien mir auch für die Volkswirtschaftslehre beherzigenswert zu sein. Sie darf nicht die Beziehung auf das Ganze des Volkes verlieren und muss sich darüber hinaus zur Weltwirtschaftslehre weiten und sie muss die Fühlung mit Nachbargebieten zu erreichen suchen. Es war wertvoll, sich darüber klar zu werden. Den Grund für die Enttäuschung der Vorlesung, die ich hörte habe ich erst spät entdeckt: Helmholtz war gerade zum Präsidenten der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt ernannt worden und war entschlossen, seine Vorlesung aufzugeben.

Auch eine weitere Enttäuschung war für mich nicht bedeutungslos. Noch immer hatte ich meine erste Liebe nicht vergessen. Berlin war für die „Völkerkunde“ unzweifelhaft der Mittelpunkt geworden und zwar durch den bereits genannten merkwürdigen Bremer: Adolf Bastian. Er hatte mit Virchow die

Anthropologische Gesellschaft ins Leben gerufen, die auch Gesellschaft für Völkerkunde genannt wurde. Hier glaubte ich an den Quellen angelangt zu sein. Die Sitzungen, an denen ich teilnahm, waren aber auch nicht ergiebiger als die Vorlesungen in Freiburg und München. Schädelmessungen standen ganz im Vordergrund. Ich erkannte, dass die Enttäuschung im Material lag. Seit dem Aufsehen erregenden Fund der Schädeldecke im Neandertal bei Düsseldorf im Jahre 1856 schien mir – wenigstens in Deutschland – Bedeutsames nicht entdeckt zu sein. Diese Stagnation machten sich andere Fächer, die weniger von den Zufälligkeiten der Materialbeschaffung abhingen, zu Gute. So damals in erster Linie die „vergleichende Rechtswissenschaft“, die auch in einem bereits genannten Bremer, dem Richter v. Post, einem verdienten Vorkämpfer und in dem vielseitigen Berliner Professor Kohler einen überaus eifrigen Vertreter hatte; sie hatte im Bereich der Rechtswissenschaft eine nicht unwichtige Aufgabe. Im Stillen reifte aber, von mir unbemerkt, ein weitentwicklungsfähiger Wettbewerber. Aus den Arbeiten über die afrikanischen Sprachen von Männern wie Westermann und Meinhof, erwuchs die „Kolonialwissenschaft“, die auch für praktische Aufgaben Verständnis hatte. Sie entsprach viel mehr meinen Erwartungen. Das entdeckte ich aber erst, als ich Professor in Berlin war und dort Westermann, der früher der „Bremer Mission“ angehört hatte, als Professor traf. Als Student habe ich damals die Völkerkunde in meinem Arbeitsplan gestrichen.

Wie in Wien lernte ich die Professoren nicht nur in den Hörsälen kennen. Ein Unterschied zwischen der deutschen und der oesterreichischen Hauptstadt machte sich auch hier geltend. In der Liebenswürdigkeit der Aufnahme war kein Unterschied; während sich in Wien die Frage oft aufdrängte, wann die Menschen arbeiteten, waren hier alle im Zustand gleichen Geschäftig-Seins; man musste daher seine Sache möglichst kurz vortragen; und es war mir zweifelhaft, ob die Eile jemals ein persönliches Interesse werde aufkommen lassen.

Es gab allerdings von Anfang an eine Ausnahme: Otto Gierke und seine Familie. Hier wurde ich ähnlich aufgenommen, wie ich es in Wien erlebt hatte. Es war sogar ein besonderes Glück, dass ich Gierke zuerst als patriarchalisches Haupt seiner Familie kennen gelernt habe. Er wirkte nicht als Redner sondern als Persönlichkeit. Er war im Grunde schweigsam und sprach auf dem Katheder auch darum langsam, weil er es sich vorgeschrieben hatte, jeden Gedanken in zwei Fassungen zum Ausdruck zu bringen, damit das Nachschreiben erleichtert würde. Die Mehrzahl seiner Zuhörer war ihm dafür dankbar; mir wurde es schwer, so langsam zuzuhören. Der wohlthätige Eindruck wurde dadurch jedoch nicht beeinträchtigt, im Vortragenden geradezu eine Verkörperung des Rechtsgedankens vor sich zu haben. Seiner einzelnen Lehren gegenüber konnte man verschiedener Ansicht sein, dem Manne im Ganzen gegenüber nicht. Er wirkte mit seiner hohen Gestalt, seinem langen Bart und seiner nachdrücklicher Rede als Urbild eines Germanen. Er war für mich auch nicht in erster Linie der gelehrte Professor der Rechtsgeschichte; er war vielmehr auf Grund seiner gerade veröffentlichten Kampfschrift gegen den ersten Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuches vor allem der Vorkämpfer eines volkstümlichen und sozialen Rechts, das mehr als es dem alten römischen Recht möglich war, den Anforderungen der Zeit gerecht wird und das Recht schützt vor „Zersetzung durch Ideen des Nutzens und der Macht“. Vielleicht hätte ich als blosser Hörer seiner Vorlesung an seinen Übungen nie teilgenommen. Jetzt ergab es sich für mich von selbst. Durch diese Übungen, die in „Entscheidungen von Rechtsfällen nach deutschem Privat-, Handels- und Wechselrecht“ bestanden, habe ich gelernt, dass die

Rechtsidee der Gemeinschaft und Gerechtigkeit allem juristischem Denken zugrunde liegen muss. Hatte ich sonst oft den Eindruck, dass Recht und Wirtschaft, als formalisiertes Denken und sachliches Denken, wenig mit einander gemein haben, so sah ich hier, wie beide auf verschiedenen Grundlagen mit einander zusammenhängen könnten und müssten. Adolf Exner habe ich bewundert, Otto Gierke geliebt; und ich habe es als besonders freundliche Wendung des Schicksals betrachtet, dass ich später die Tochter des Mannes als Frau heimgeführt habe, mit dem Gierke, als seine Eltern an Cholera starben, wie ein Bruder aufgewachsen ist, sodass ich als Schwiegersohn Ernst Zitelmanns Otto Gierke, der mich schon mit der Anrede „Freund“ beglückt hatte, als Onkel anreden durfte.

Zum Handelsrecht, das ich auch bei Professor Goldschmidt hörte, mussten Kirchenrecht und Prozessrecht hinzukommen, denen ich mit einer gewissen Scheu gegenübertrat. Ich erkannte alsbald, dass Professor Hinschius, die erste Autorität in kirchenrechtlichen Fragen, für mich nicht in Betracht kam. Eine noch so überzeugende Behandlung der kirchenrechtlichen Streitfragen hatte für mich wenig Wert. Professor Hübler dagegen behandelte das Kirchenrecht als Lehre von der Organisation der Kirchen; er war in der Abteilung des preussischen Kultusministeriums für Kirchenangelegenheiten tätig gewesen und verstand es, von den einschlägigen Fragen in grossem Zusammenhang ein anschauliches Bild zu geben. Das war es, was ich suchte. Ich habe dieser Vorlesung stets mit grossem Interesse gelauscht. Sie hat mir über Entwicklungen, von denen ich in Süddeutschland und Oesterreich viel gehört hatte, den mir fehlenden Überblick verschafft.

Nicht so günstig ging es mit dem Prozessrecht. Insbesondere dem Zivilprozessrecht stand ich ratlos gegenüber. Vorlesung wie Lehrbuch halfen mir nichts. Wer nie Gerichtsverhandlungen beige-wohnt hatte, konnte mit den vielen Einzelbestimmungen nichts anfangen; es fehlte die Anschauung, die sie erst lebendig machen konnte. In dieser Not kam mir ein Buch in die Hand – ich glaube der Verfasser hiess Hermann Meyer – in dem ein Rechtsfall auf seinem schicksalsvollen Weg durch alle Instanzen lebendig und humorvoll behandelt wurde. Das las ich mit Freuden und die Lektüre blieb nicht unfruchtbar.

Damit komme ich auf das, was in meinem Rechtsstudium doch wohl das Wichtigste gewesen ist. Ich bin vielleicht schon von der Schule her ein Mensch gewesen, für den das gedruckte Wort mehr bedeutete als das gesprochene. Seit meinem dritten Semester habe ich mit Genuss juristische Lektüre getrieben; kaum ein bekanntes Lehrbuch ist unbeachtet geblieben; und in Berlin wagte ich mich auch an die juristischen Zeitschriften heran. So erweiterte ich nicht nur, sondern vertiefte auch mein Verständnis; aber mit Einprägen von Einzelheiten habe ich nie die Lektüre belastet; und ein Pauken für das Examen ist mir fremd geblieben. Je näher ich dem Examen kam, umso mehr empfand ich aber diesen Zustand als ungemütlich; ich ahnte nicht, was vom Kandidaten verlangt wurde und was ich konnte. Darum ging ich zunächst zum besuchten damaligen Einpauker; als ich nach zwei Besuchen bemerkte, dass seine Anziehungskraft hauptsächlich in einem unerschöpflichen Vorrat saftiger Witze bestand, verzichtete ich auf die Schnelldressur, die er zu geben versprach; auch wirkte ein Zuhören beim Referendarexamen nicht erschreckend. Ich bin daher in voller Ruhe in die Prüfung gegangen. Ich bestand sie „mit Auszeichnung“. Ich hielt das für eine geschickte Übersetzung der üblichen Bezeichnung „mit Prädikat“ und freute mich, dass meine Erwartung sich erfüllt hatte. Erst als ich am Tage darauf auf der Strasse auf mein Examen angeredet wurde, erfuhr ich, dass mein Examensergebnis einen

Raritätswert hatte; es wurde mir sogar die kurze Liste meiner Vorgänger in den letzten Jahren mit Namen genannt. Das überraschte mich sehr, weil ich bei einer ganzen Reihe von Fragen, zum Teil mit einer gewissen Entrüstung geantwortet hatte, das weiss ich nicht, ich glaube aber, dass es so und so sein müsse.

Dieser unerwartete Ausgang liess in mir den Wunsch entstehen, mir nun auch alsbald den Doktorhut zu erwerben. Ich ging deshalb zu Gierke, der gerade Dekan war. In Berlin war die Promotion zu meinem grossen Bedauern nicht mehr im Sommer-Semester möglich; ich hätte hier bis zum Winter warten müssen und konnte nicht wissen, wo ich dann als Referendar tätig sein werde; auch waren die Kosten für mich zu hoch. Gierke riet mir zu Jena und erklärte sich bereit, mich selbst dort anzumelden. Der Erfolg war verblüffend: ich bekam alsbald eine telegraphische Vorladung zur Prüfung am letzten Tage des Semesters. Die Prüfung war nicht so einfach wie beim Referendarexamen. Dem Kandidaten wurde mit Energie zu Leibe gegangen. Man kam ganz anders als im Referendarexamen auf den Grund des Wissens und Könnens. Ich war mir daher auch über das Ergebnis keineswegs klar. Umso grösser war die Überraschung auch hier. Ich erhielt nicht nur ein: „summa cum laude“, sondern der vorsitzende Dekan, fügte der Verkündung hinzu, ich würde der Juristischen Fakultät in Jena als Privatdozent willkommen sein. Dachte ich auch nicht daran, mich der Justitia derart in die Arme zu werfen, so habe ich doch diesen Abend mit den anderen, die sich den Doktorhut gleichzeitig erworben hatten, auf dem berühmten Marktplatz Jenas, auf dem mein Vater so oft fröhlich gekneipt hat, gründlich gefeiert. Die Stimmung war besonders freudig, weil auch mein Bruder in drei Tagen sein erstes Examen der Technischen Hochschule zu bestehen hatte und ich sicher war, dass er hinter mir nicht zurückbleiben werde, worin ich mich auch nicht getäuscht habe.